

Olivier Latry

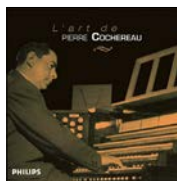
Für Kai Luehrs-Kaiser öffnen die Klassikstars ihren Plattenschrank. Diesen Monat präsentiert der Organist Olivier Latry drei Lieblingsaufnahmen.

Olivier Latry, geboren 1962 in Boulogne-sur-Mer, ist seit 1985 Titularorganist an der Orgel von Notre-Dame de Paris. Auf die Frage, ob er zuhause auf einer elektronischen Orgel übt, ruft er empört: „Bloß nicht!“, und schwenkt den Laptop in Richtung eines kirchenähnlichen Wohnraumes bei sich zuhause, in dem eine riesige Pfeifenorgel steht. Latry besuchte das Konservatorium in Saint-Maur-des-Fossés (Île-de-France). Jahrelang musste er auf die Benutzung der demontierten, aber beim Brand von 2019 weitgehend unbeschädigt gebliebenen Orgel von Notre-Dame verzichten. Nur in zwei Pfeifen, so Latry, sei Wasser eingedrungen. Seine Alben erscheinen bei der Deutschen Grammophon.



Foto: Harald Hoffmann

Eine Orgel muss man im Raum hören. Alles andere ist wie der Besuch des Grand Canyon durch Bilder. Man muss sie live erleben. Der Weg, den man dahin zurücklegt, gehört mit dazu. Deswegen mag ich eigentlich CD-Aufnahmen nicht, selbst nach 40 Jahren. Schon als Kind war ich von Orgel-Schallplatten eher enttäuscht. Mir fehlt auch das Publikum. Ich gehe vor Konzerten immer herum und schaue, wer gekommen ist. Nach CDs befragt, nenne ich daher lieber: Klavier. Und zwar das G-Dur-Konzert von Maurice Ravel, außerdem „Gaspard de la nuit“ und „Ondine“, gespielt von Samson François. Ich kenne niemanden, der eine solch großartige Entwicklung durchgemacht hat wie er. Was ich besonders liebe, sind seine Freiheiten. Er hat nichts zwei Mal auf dieselbe Weise gespielt. In einem Interview sagte er einmal, Musik bestünde für ihn darin, nicht zu wissen, was er bei der nächsten Note tut. Vorbildlich.



Noch einmal Ravel, diesmal mit Orchester. „Ma mère l'oye“, und zwar mit allen Überleitungen, also in der „großen Version“ mit Seiji Ozawa und dem Boston Symphony Orchestra. Explosiv, was Ozawa da macht. Maßlos. Ich selber war noch Schüler von Gaston Litaize, der seinerseits bei Marcel Dupré studiert hatte. Litaize lernte Debussy, Ravel und Strawinsky noch als „Neuigkeiten“ kennen, als er jung war. Dass wir die Werke heute als Klassiker mit Ewigkeitswert wahrnehmen, entspricht sicher nicht dem, was die Komponisten dachten. So ist es immer. Die Maßlosigkeit, die ich an Ozawa, auch live, bewundert habe, wünsche ich mir von mir selber.

Wenn ich nun doch eine Orgelaufnahme nennen soll, so wäre es alles, was man von Pierre Cochereau finden kann. Es gibt da sogar eine Improvisation auf Volksweisen, populäre Chansons und Märsche. Auch bei Cochereau frappt mich die Freiheit, die er sich nimmt. Ich habe die Platten früher täglich gehört. Wenn ich heute ein bisschen davon abgekommen bin, liegt das vielleicht auch am Instrument von Notre-Dame. Dort ist alles extremer. Pianissimi sind Pianississimi, und die Fortissimi sind Fortississississimi. Ich brauche das. Ein Cembalo wäre nichts mehr für mich. Die Orgel ist eigentlich eine Maschine. Sie zum Singen zu bringen, ist nicht leicht, aber doch möglich und auch unbedingt nötig. Es gibt da zunächst keinerlei Nuancen. Man muss sie dennoch finden, um das Instrument zum Leben zu erwecken. Es geht immer um Flexibilität. Zumindest heute. Marcel Dupré hat zu seiner Zeit noch nicht interpretieren wollen, sondern „nur gespielt“. Die Freiheit kam später. Bei Cochereau.